

Deutschen Rundschau

Nr. 228. Bromberg, den 3. Oktober 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

30. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Draußen nahm der junge Lehrer des Freundes Arm. „Ich habe nicht geglaubt, dich noch einmal zu sehen."

Engel zuckte die Schultern. „Es war auch wahrhaftig nicht meine Absicht, noch einmal herzukommen, aber kannst du dafür? Ich bin im Kreise gelaufen. Der Mensch bleibt ein Narr, solange er lebt. Das ist wie mit den Magneten, und hier sind es ihrer drei, du, das Mädel und der Bauer. Du warst der stärkste, und auf einmal stand ich halt vor dem Dorfe." Als wäre er unzufrieden mit sich selber, schüttelte er den Kopf. „Wenn man sich das Herzhaben abgewöhnen könnte! Aber da kriegt man so ein verdammtes Erbteil mit, ohne gefragt zu werden, ob man es haben will. Sieh zu, wie du damit fertig wirst. — Wir wollen schlafen gehen, Kleiner."

„Philipp", bat Siebert herzlich und eindringlich, „spiele!"

„Du bist verrückt, Kleiner! Klapperst wie ein Hund und willst dich in die kalte Kirche setzen."

„Philipp, tu mir die Liebe."

Des Hohlöfners Knecht kam daher. Lehrer Siebert drückte ihm ein Geldstück in die Hand. „Wollen Sie eine Stunde die Bälge treten?"

„Meinetwegen."

Engel schüttelte den Kopf. „Kleiner, du bist wie ein Kind", aber er ließ sich in die finstere Kirche ziehen, stieg zum Orgelchor hinauf und begann zu spielen.

Die Kirchentür war offen geblieben. Lehrer Siebert ging vor bis an den Altar, setzte sich auf die unterste Stufe und legte das Gesicht auf seine Knie. Die Orgeltöne aber wallten die Dorfstraße hinauf und hinab, pochten zuerst an die Fenster des Hohlofenhofes und riefen die Leute heraus, pochten von Haus zu Haus und fanden Gehör. Leise, ganz leise, kamen sie, traten in die Kirche, schoben sich in die Bänke, rückten zu, machten einander Platz. Philipp Engel spielte, und des kommenden Jahres ernste und frohe Stunden wanderten vorüber, die Sonne leuchtete, und der Donner grollte, die Saat sproßte, und die Sichel rauschte.

Kein lauter Atemzug im Kirchenschiffe, Stille, als wäre es leer. Und mitten durch die Hörer ging nach einer Weile Lehrer Siebert wie ein Nachtwandler, hörte und sah keinen, stand draußen, wartete auf den Freund, unter dessen Händen eben die Orgel verstummte, und war bis in das Herz erschüttert, als er die stillen Menschen hernach an sich vorüberziehen und in den Häusern verschwinden sah.

Philipp Engel trat aus der Tür, legte Siebert den Arm um den Nacken, zog ihn fort: „Komm, Kleiner, ich schlafe die Nacht bei dir."

Er nahm aber weder Bett noch Sofa an, schlief auf dem Teppich vor Sieberts Bett, hatte dessen herabhängende, heiße Rechte in seiner Hand und — erzählte sein Leben. Es war ein Leben, dem Liebe gelogen. Künstlerschicksal, hart, bitter, voller grausamer Lebensironie und doch überstrahlt von dem Lichte, das unmittelbar aus des Herrgotts Herzen kommt und das, ob seines Ursprungs willen, im Tiefsten ein Glaube ist, den kein Sturm zerbricht.

Als der Freund geendet, tat auch Lehrer Siebert sein junges Herz auf, und es war soviel Schönes, das er zu berichten wußte, daß Engel ihm immer wieder die Hand drücken mußte. Und einen Plan hatte der junge Mensch, einen schönen, lieben Plan, und es war bitter, daß er beides, das er gern tun wollte, kaum würde tun können.

Philipp Engel jedoch wußte Rat.

Der Hohlöfner war am andern Morgen überrascht, als der Landfahrer urplötzlich vor ihm stand, ihn am Arme nahm und sagte: „Wir müssen etwas bereden."

Als sie auseinander gingen, wischte sich Heinrich Korn wahrhaftig die Augen. „Herrgott, wie gern sie alle das Mädel haben!"

IX.

Es war Rudolf Korn diesmal beinahe schwerer, sich an die Stadt zu gewöhnen, als das erstemal. Er biß die Zähne zusammen und tat seine Arbeit. Gewiß, es ging, aber wenn er vor der Weißglut der Schmelzöfen stand, sah er die stille Bauernstube auf dem väterlichen Hofe vor sich. Mitten im Rasseln und Klirren der Ketten hörte er die Dorfkirchenglocken, und wenn er mit Grete Frieders plauderte, sehnte er sich nach dem Mariele.

Paul Ender hatte auf Rudolfs Fürsprache Arbeit in der Gießerei erhalten und enttäuschte nicht. Die Schulkameraden trafen sich fast an jedem Tage nach der Arbeit, hatten gemeinsamen Weg, kamen auch an den Abenden zusammen, und Rudolf erkannte schon nach wenigen Wochen, daß Ender nicht wieder auf das Dorf zurückkehren werde. Es gefiel ihm in der Stadt, er hatte sich mit dem Gedanken abgefunden, daß einer der Brüder das Vatererbe übernehmen werde und hörte nicht den Schrei der Scholle, fühlte nicht ihren bittenden Blick, atmete nicht ihre Treue, sah nur ungelohnte Mühe und Plage, und die Erinnerung an daheim war ihm nichts als das Gedenken an freudlose Tage und ein friedloses Haus.

Freudlos und friedlos, das war der Enderhof. Die Not war größer als die Kraft der Scholle. Der alte Ender wußte sich seiner Erde noch so fest verwurzelt, daß er eher sterben würde, als sie aufgeben. Seine Söhne hatten nicht einzuwurzeln vermocht. Einer war gegangen, der zweite hatte in allem die Art des älteren Bruders, und von dem dritten wußte man noch nicht recht, wie er sich innerlich einstellen werde.

Paul Ender konnte harte Urteile über Dorfheimat und Bauerntum anhören, ohne daß ihm die Röte in die Wangen schoß. Er versuchte weder ruhig und sachlich zu überzeugen, noch Heimat und Stand mit flammenden Worten zu verteidigen. Lachend ging er entweder beiseite oder sagte ebenso lachend: „Jeder redet, wie er es versteht."

Rudolf Korn sah das mit tiefem Schmerze, und sein Plan, den er einst dem Vater entwickelt, ward stark erschüttert. Wäre Grete Frieders mit ihrem Lebensmut und

ihrer warmherzigen Klugheit nicht gewesen, die Stadt wäre dem Sohne des Hohlöfners zur Qual geworden. An der Hand der Frau aber schritt er weiter und — fand einen Weggenossen, der ihn über alle Enttäuschungen hinwegbrachte.

Es war in den ersten Märztagen. Von den Hausgibeln pfiffen die Amseln. Rudolf Korn ging am Sonntag Nachmittag spazieren. Da traf er den Bergmann, mit dem er bei Richard Frieders Beerdigung vom Friedhofe gegangen war. Der Mann trat auf Rudolf zu. „Sieht man dich auch einmal wieder?"

Korn sah ihm fragend in das Gesicht. „Ich — weiß nicht."

Der andere lachte. „Das kann ich mir denken, wenn du mir auch dazumal gesagt hast, du wolltest mich aufsuchen. Hast's natürlich nicht gemacht. — Ich bin der Ludwig Hempel, und wir sind seinerzeit miteinander auf der Grube gewesen und sind miteinander weggegangen, als wir den Frieders begruben."

Jetzt wußte Rudolf Bescheid. Die beiden gingen miteinander weit über den gepflegten Park hinaus, kamen auf die Landstraße, stapften weiter und wurden es nicht gewahr, wie die Stunden vergingen und die Entfernung von dem Stadtinnern größer wurde.

Sie hatten beide heiße Köpfe und rangen ernsthaft miteinander. Der Bergmann war ein ehrlicher Mensch, der sich mühte, seine Meinung für sich zu haben. Er war den Einwendungen Rudolfs nicht unzugänglich, aber er lehnte ihre Wahrheit mit einer Beredsamkeit ab, daß der Bauernsohn ins Gedränge kam.

Schwach begrünt lagen Saatfelder zur Rechten und zur Linken. Aus ihnen her kam dem Bauern die Kraft, die er vergeblich in sich gesucht, solange der Atem der Stadt her wehte. Ganz Bauer, ward er ganz Mensch, und Rein-Menschliches war es, das er dem Manne, der neben ihm ging, bot. Dies Menschliche nahm den Bergmann gefangen.

Nichts erzählte Rudolf Korn, das außerhalb seines eigenen Erlebens gelegen hätte, nichts, das er an Anschauungen und Urteilen aufgelesen, sei es bei Grete Frieders oder in den Versammlungen oder in den kleinen Heften, die ihm die Witwe des Freundes in die Hand gedrückt.

Und nicht Bauern*arbeit* war es, die den Bergmann still und nachdenklich machte, sondern Bauern*art*.

Irgendwie kommt jeder Mensch von der Erde her und ist erdgebunden. Und wenn die Wurzeln durch Jahrhunderte gehen, in des Blutes Wellen trägt der Mensch das Erdhafte durch die Zeiten.

Schlicht und warmherzig sprach der Bauer von der Scholle, die sein und doch nicht sein war, von der inneren Sorge, wenn die Gewitter am Himmel auftürmten, von der Freude, wenn die Saat schoßte, und die Flur im bunten Funkellicht unter dem siebenfarbigen Bogen lag. Es ward ihm nicht bewußt, daß er jetzt: „Der arme Acker", nachher: „Ein liebes Gewitter", dann: „Die gute Wiese", sagte, aber es pochte an das Herz des Mannes, der ein Suchender war und fühlte, daß Mensch zum Menschen wollte, menschlich, brüderlich, eins im Tiefsten.

Immer krauser ward seine Stirn, schwerer der Atem, langsamer der Schritt.

Mitten auf der Straße blieb er stehen und sah Rudolf in das Gesicht. „Ich weiß, daß du die Wahrheit sagst, wie ich dir die Wahrheit sagte, aber nun weiß ich eins nicht: Warum kommen wir nicht zusammen?"

„Wir werden zusammenkommen."

„Aber das wird verdammt schwer sein."

„Im Anfang ja. Haben wir erst den Boden, auf dem wir uns finden können, wird es rascher gehen."

„Was hälst du für den richten Boden?"

„Den Willen, uns so zu sehen, wie wir wirklich sind."

„Mensch, das sagst du so, als wenn's ein Dreck wäre, und es ist doch, weiß Gott, das allerletzte."

„Hättest du nicht Lust, ein Jahr lang Bauer zu werden?"

„Ich weiß nicht. Dazu bin ich zu alt. Aber meinen Jungen kannst du kriegen. Er ist sechzehn und ist ein gewiegter Kerl."

„Der scheint mir zu jung. Es können hüben wie drüben nur Kerle in Frage kommen, die weder das Land noch die Stadt verlassen wollen. Kennenlernen, aber jedem seine Art lassen."

„Donnerwetter, du hast mich ganz konfus gemacht. Bekehren willst du mich nicht . . ."

„Du bist, wie mir scheint, nach der einen Seite genau so bekehrt wie ich nach der andern."

„Das heißt, gar nicht?"

„Ja und nein. Du sagst: Ich bleibe in der Stadt und lasse denen auf dem Lande ihre Art, ich sag's umgekehrt, aber jeder von uns zweien läßt den andern in seiner Art gelten."

Ein Lokomotivenpfiff ließ sie auffahren. Da wurden sie gewahr, daß es dunkelte. Zu Fuß konnten sie den Rückweg nicht gut machen. So fuhren sie mit der Bahn, und jeder saß still und in sich gekehrt.

Als sie in der Stadt gemeinsam durch die Straßen gingen, sagte Hempel ernst: „Du, der Nachmittag war nicht umsonst. Wenn du willst, können wir uns in acht Tagen wieder treffen."

„Gern, Hempel. Dann bringe ich Grete Frieders mit. Die weiß mehr als wir beide miteinander."

„Meinetwegen, wenn das Frauenzimmer wirklich so vernünftig ist."

Der Plan, einander bei der Arbeit kennenzulernen, verdichtete sich in Rudolf Korn wieder so stark, daß er einmal nach Feierabend den alten Herrn Schmidt aufsuchte. Der kluge, erfahrene Mann goß ihm viel Wasser in den Wein, aber er sah zuletzt Rudolf doch freundlich in das Gesicht. „Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, Korn, daß, wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, ich die Sache ernsthaft mitmachen würde. Nunmehr muß ich sie Jüngeren überlassen, aber ich werde in unseren Kreisen ein gutes Wort für Ihre Idee einlegen und glaube, daß es an uns nicht fehlt, wenn — die andere Seite will."

*

Der Frühling kam. Über Nacht trieben die Erlen am Schönbach grüne Spitzen, Amseln und Drosseln jubelten, die Stare kehrten wieder, und die Pflüge wühlten sich in das Land.

Rüstig, ganz der frohe Mann, der er früher gewesen war und doch einen großen Schritt weiter, marschierte Heinrich Korn hinter seinen Gäulen her, kommandierte: Halt, Vorwärts, Rechtsum, Linksum und pfiff dabei, daß es über die Felder schallte.

Die Saat war der Erde anvertraut, in den Bäumen stieg der Saft, da schlug Heinrich Korn mit seinem Knecht zusammen das Holz, das er zum Fällen bestimmt. Er hätte gut und gerne noch ein paar Jahre warten können, aber — das Mariele sollte in das Haus. Bei dem Gedanken kraute er sich den Kopf. Es paßte ihm allerlei nicht. Hätte er damals nicht fünf-, sondern dreitausend Taler gesagt, es hätte auch gelangt. Soviel, daß die ganze Summe erreicht ward, konnte er bei dem kleinen Waldstück bei dem besten Willen nicht beiseite bringen, und — Philipp Engels Plan, den er ihm am Neujahrsmorgen entwickelt, ging ihm gegen den Strich, so sehr er ihn anfangs gefangen genommen.

Lehrer Siebert ging es nicht gut. Er hatte sich in den ersten Februarwochen beurlauben lassen, wartete auf seinen Tod und wunderte sich, daß der so lange auf sich warten ließ. Wer am Schulhause vorüberging, sah den jungen Menschen still an seinem Fenster sitzen, und es lag ein Zug heimlicher Freude auf seinem Gesicht.

Zu seiner Vertretung war ein junger Mann gekommen, den die Schönbacher lieber heute als morgen wieder gehen gesehen hätten. Er war hochmütig und hielt sein Amt auf dem Dorfe für eine Verbannung.

(Fortsetzung folgt).

Herbstabend.

Ich gehe durch den dunklen, stummen Wald.
Noch ist es draußen Tag, doch dämmert's bald.
Der Herbst hat allgemach sein Werk vollbracht:
Was er an Blumen beut, trägt seine Tracht.
Ihn feiert sonnentrunk'nes Farbenspiel.
Er aber schweigt: er kennt sein kaltes Ziel.

Richard von Schaukal.

Friesische Friedhöfe im Herbst.

Von H. Stelten.

Trübe Wolken treiben über der See. In den Hotels sitzen die Sommergäste, scheu und vor Langerweile müde geworden, und sehen durch die angelaufenen Fensterscheiben sehnsüchtig nach einem aufklärenden Silberstreifen. Die Ecke einer Hotel-Halle hat ein ordentlicher Drei-Männer-Skat, umgeben von einer stattlichen Anzahl Kiebitze, besetzt, den Ärger über das schlechte Wetter in den Knall der Trümpfe zusammenballend. Draußen liegt das flache Land der nordfriesischen Insel, und von dem eigentümlich klaren Horizont heben sich die Höfe und Kirchen silhouettenhaft scharf ab. Wie frisch gewaschen scheinen Land und Luft, noch feucht, bis der Wind sie trocknet. Die Kirchen, dem umherschauenden Auge Richtung und Halt gebend, sind in ihrer wehrhaft burgenartigen Form die Beherrscher der Landschaft. Seit Jahrhunderten stehen sie, von Blitz und Sturm hart angefaßt, und oft geflickt, sind sie noch heute den Menschen und Gott eine schützende Burg. Darum der Friedhof. Seine Grabsteine sind das Geschichtsbuch der Geschlechter und des Kirchspiels, aufgeschlagen für jeden, der in ihm lesen will. Von geübten Steinmetzen aus prächtigem Marmor oder dem heimischen Sandstein oder Findlingsblöcken behauen, künden sie vom Leben und Sterben des Inselvolkes.

Die See, im kräftigen Rhythmus der Wogen die Insel umspülend, war den Inselfriesen ein Teil ihrer Heimat und gab ihnen Arbeit und Brot.

> „Die Schiffahrt schaffte uns Brot und füllte den Kasten mit Gold an, Männer durchkreuzten die See und trieben besonders den Fischfang, Grönlands eisiges Meer war uns, was Spanien Peru"

so erzählt ein altes Föhrer Gedicht. Nun, die Kapitäne und Kommandeure dieser Schiffe liegen um St. Johannis in Nieblum, St. Nicolai in Boldixen auf Föhr und St. Lorenzen auf Amrum. Von ihrem Leben meldet nur noch ein Grabstein.

Der Grabstein des wohledlen seeligen Capitain Nickels Nahmen und dessen Ehegattin Mattje Nickelsen aus Föddorf zeigt eine Dreimasterbrigg unter vollen Segeln.

> „In eheliche Verbindung traten sie Anno 1744 d. 22. Januar, lebten 41 Jahre in einer vergnügten Ehe und zeugten 7 Kinder. Er, der Ehemann hat in seinem Seeberufe das seltene Glück gehabt, vier Reisen als Capitain ein Schiff von Amsterdam nach Batavia und China und Ostindien zu führen, und die letzten 21 Jahre in Ruhe auf sein Vaterland durchgelebet. Er starb unverhofft Anno 1785 den 29sten März auf dem Wege zwischen Nebel und Föddorf in einem Alter von 69 Jahren. Sie, die Ehefrau lebte noch darauf 18 Jahre im Witwenstande, starb Anno 1803 den 11. Dezember und ruht hieselbst an der Seite von ihrem Mann. Ihr Alter brachte Sie auf 80 Jahre"

Ein gar seltenes, abenteuerliches Leben erzählt ein anderer Grabstein auf demselben Friedhof. Der Kopf des Grabmals trägt eine Krone, einen Bogen und einen Degen. Der selige Olaf Harck, geboren auf Amrum 1708 den 19. Juli, wurde

> „in seinen jungen Jahren von den Türkischen See Räubern zu Algier Ao 1724 d. 4. März gefangen genommen. In solcher Gefangenschaft aber hatte er dem Türkischen Bay zu Constantin als Dolmetscher II und ein viertel Jahr gedinet, bis ihn endlich dieser Bay Ao 1735 d. 31. Oct. aus Gewogenheit zu ihm seine Fryheit geschenket. Da er donn das folgende Jahr darauf Ao 1736 d. 25. April glücklich wiederum allhier auff seinem Vaterland angelanget ist. Er starb 1754 als Vater von einem Sohn und vier Töchtern".

Aber ihre Wege führten sie nicht nur nach Algier, Batavia und China, gar mancher fuhr auf eigne Rechnung oder im Auftrage Hamburger und Amsterdamer Kaufleute ins eisige Meer Grönlands. So meldet der Grabstein des „Commandr. Tücke Olufs aus Wrixum", daß er

> „nachdem er 50 Jahre zur See gefahren und darinnen 33 mal als Commandeur nach Grönland gewesen, er den 26. Aug. 1757 in Amsterdam diese Welt verlassen hat".
>
> „Alle Noht ist dann besiegt, wann das Schiff im Hafen liegt".

Sein Stein steht bei St. Nicolai auf Föhr.

Alle diese Steine erzählen nur von dem Leben und den Fahrten der Männer, der Frauen wird nur mit wenigen Worten gedacht. Doch ganz in der Nähe des Turmes von St. Johannis stehen zwei große wohlerhaltene Steine zum Gedenken zweier Frauen. Der Kopf des einen Steines zeigt eine weibliche Figur mit den Symbolen des Glaubens und aus der stark verwitterten Schrift kann man den Ablauf eines kurzen, ereignisreichen Frauenlebens entnehmen. Die seel. Eycke

> „verspürte die göttliche Vorsicht zu ihrem Heil beschäftigt auf verschiedenen Wegen. Sie wurde zweymal verheiratet. Ihr erster Ehemann Dirck Cramer ruhet an ihrer Seite, mit welchen sie den 1 sten Nov. 1762 in den Ehestand getreten und darin 7 glückliche und vergnügte Jahre zugebracht. Nach dessen Absterben verehelichte sie sich mit Harre Petersen. Nachdem sie das Unbeständige und Kummervolle dieses Lebens erfahren und dadurch geläutert worden, ist sie in den Armen ihres Erlösers entschlafen, den 18. April 1775."

Die seel. Eycke wurde nur 36 Jahre alt, und ihre Ehe mit Harre Petersen muß nicht so vergnügt gewesen sein wie die sieben Jahre mit Dirck Cramer.

Wenige Schritte von ihr ruht Sissel Siemens aus Nieblum, die auch nur 38 Jahre alt wurde. Sie ist

> „Ao 1765 den 22sten Novbr. in den heil. Ehestand getreten mit dem damaligen Commandeur Siemen Tückis aus Wrixum, mit welchen sie bis in das 17te Jahr in einer vergnügten und zärtlichen Ehe gelebet und während der Zeit mit selbigem 5 todt gebohrene Kinder und einen lebendigen Sohn gezeuget".

Auf ihrem Grabstein überreicht ihr Christus die Siegeskrone. So geben diese beiden Steine vom Leben der Frauen auf Föhr ein besseres und anschaulicheres Bild als es manches dickleibige Geschichtsbuch vermitteln kann.

Aber nicht nur Commandeure und Kapitäne liegen unter den Türmen von St. Johannis und St. Nicolai, sondern auch mancher Rathmann und mancher Kauff- und Handels-Mann hat hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Ihre Grabsteine zieren keine Schiffe und Degen, das Symbol der Gerechtigkeit und die Waage und die Elle des Kaufmannes versinnbildlichen ihren Berufsstand.

Es spricht eine klare und selbstbewußte Haltung aus dem Grabspruch eines Eyker Rathmannes, der zu St. Nicolai begraben liegt.

> „Friedlich und sicher ruhet der Körper des rechtlichen Rathmanns.
> Thätig im Leben der Kraft, glücklich im Alter als Greis.
> Neben demselben auch ruht das Gebein der vollendeten Gattin,
> Würdig des Mannes ihr Herz, wichtig dem Hause ihr Geist,
> Beide geehrt und geliebt von den Kindern, den Freunden, den Erben,
> Welchen die Tugend nur lieb. Christlich der Wandel und Sinn.
> Oben im Lande des Friedens, sind beide vereinigt und selig,
> Auch wir, wir kommen dahin Hoffnung, wie glücklich durch dich."

Von dem Kauff- und Handelsmanne Peter Johannsen in Nieblum meldet die Schrift der Grabplatte nur die wichtigsten Daten seines irdischen Lebens. Mit 35 Jahren hat er geheiratet, zeugte drei Kinder und „Hat das Zeitliche mit dem ewigen verwechselt" Anno 1755 „und sein ganzes Alter gebracht auf 51 Jahr und 4 Wochen".

Fast alle Inschriften der Grabmäler sind in hochdeutscher Sprache geschrieben. Doch bei der St. Nicolaikirche liegt das Denkmal des Landvogts Boy Milchels. Er hat in plattdeutscher Sprache folgende Inschrift:

> „Anno 1612 den 27 Feberwari entschlief in Godt dem „Herren d: ehr und wohlgeachteter Boie Milchelsen, Fürstlich Gottorffscher hardesvaget gewesen 35 Jar, sines Olders".

Dieser Stein ist das älteste Grabmal der Insel Föhr.

Leider haben die heutigen Föhrer sich in den letzten Jahren die städtischen Grabmäler allzu sehr zum Vorbild genommen. So stehen heute neben den prächtigen Sand- und Marmorsteinen ihrer Vorfahren nüchterne Eisenkreuze, deren Schrift schon nach wenigen Jahren vom Rost zerfressen, keine Kunde mehr von dem Toten zu ihren Füßen gibt. Erst in diesen Tagen, ausgehend von der Heimatbewegung, beginnen die Inselfriesen wieder, sich um eine Gestaltung ihrer Grabstätte zu mühen, die ihrer Art würdig ist.

Familie Mieselwitz.

Heiteres von G. W. Beyer.

Gesellschaft im Hause Mieselwitz. Frau Ellen Mieselwitz singt. Sie steigt beinahe bis zum hohen C hinauf. Leider kommt sie nicht wieder richtig herunter.

Mieselwitz sitzt zusammengesunken in einer Ecke. Fragt ihn ein Gast: „Ihre Gattin singt ja wunderschön, aber warum schließt sie die Augen dabei?“

„A“, sagt Mieselwitz, „sie hat ein so empfindsames Gemüt. Sie kann andere nicht leiden sehen.“

*

Mieselwitz bemüht sich, seine Zeitung zu lesen. Die übrige Welt kann ihm gestohlen werden.

Frau Ellen Mieselwitz erschwert ihm die Durchführung des guten Vorsatzes: „Morgen kommt Mutter!“

Frau Mieselwitz geht über die Unhöflichkeit schweigend hinweg. Sie denkt an die Freude, die ihrem Hause bevorsteht. Sie hebt die Augen zum Bild der Mutter auf: „Ja, die liebe, gute . . .“

Erstarrt bricht sie ab. „Siegfried“, greift sie nach dem Bilde, „Siegfried, wie kommst du dazu, die Mutter nach der Wand zu drehen?“

„Warum regst du dich auf?“ fragt Mieselwitz ungerührt. „Hat die Tapete darunter gelitten?“

*

Mieselwitz' haben einen Gast, Herrn Sitzer.

Es ist halb ein Uhr. Herr Sitzer ist seßhaft. Mieselwitz schweigt.

„Schönes Stück“, hebt da Herr Sitzer den Blick zum Regulator hoch, „wirklich ein schönes Stück!“

„Sieht nur so aus“, sagt Mieselwitz. „Ist aber nicht viel los mit ihm. Wir nennen ihn nur „unseren Gast“.“

„Ihren Gast!“ wundert sich Herr Sitzer. „Warum denn das?“

„Weil er nie gehen will.“

*

Mieselwitz trifft einen Freund. „Na“, sagt er, „du machst ja ein so brummiges Gesicht?“

„Kunststück“, knurrt der Freund. „Wir haben schon wieder Pech mit unserer Hausangestellten gehabt. Auf und davon gelaufen ist sie.“

„So“, bedauert Mieselwitz lebhaft.

„Ja“, sagt der Freund tiefsinnig, „und ich weiß gar nicht, warum. Wir behandeln doch alle unsere Mädchen, als wenn sie zur Familie gehörten.“

„Na“, meint Mieselwitz hilfreich. „Dann versucht's doch einmal mit Höflichkeit.“

*

Frau Mieselwitz ist gekränkt. Mieselwitz kümmert sich nicht darum.

In Frau Ellen Mieselwitz kocht es. „Du“, faucht sie, „du wirst jedes Jahr gleichgültiger!“ Mieselwitz reagiert nicht.

Die Gattin fängt zu heulen an. Mieselwitz geht das auf die Nerven. „Was hast du denn?“ erkundigt er sich, plötzlich weich geworden.

„Ach“, schluchzt Frau Mieselwitz, „du liebst mich nicht mehr. Jetzt hast du schon vergessen, daß ich heute Geburtstag habe.“

„Donnerwetter ja!“ schlägt sich Mieselwitz vor den Kopf. „Hast recht. Aber du siehst so schön aus heute morgen. Da habe ich gar nicht gemerkt, daß du schon wieder ein Jahr älter geworden bist.“

*

Mieselwitz ist verreist. Schon seit vierzehn Tagen.

Frau Mieselwitz fühlt sich vereinsamt. Es fehlt ihr etwas: Der Sündenbock.

Sie wird elegisch. Schreibt einen Brief:

„Geliebter Siegfried! Tag und Nacht denke ich an Dich. Ich träume nur von Dir. Wenn ich morgens aufwache und Deinen Hausanzug vom Kleiderhaken hängen sehe, wünsche ich sehnsüchtig, Du wärst darin!“

*

Mieselwitz hat sich auf diesen Brief hin scheiden lassen. Männer haben eben kein Verständnis dafür, was eine liebende Frau ihnen sagen will.

Frau Mieselwitz verabschiedet sich von einer Bekannten: „Ich bleibe natürlich nicht in seiner Wohnung. Ich hab' genug, um mir eine andere leisten zu können. Ja, ich werde in einem besseren Viertel wohnen als bisher.“

„Wir auch“, sagte die Bekannte.

„So!“ wundert sich Frau Mieselwitz. „Ziehen Sie auch aus?“

„Nein, wir bleiben hier.“



* **Die Witwe trinkt am Grabe auf das Wohl ihres verstorbenen Mannes.** Der Tod eines männlichen Gemeindemitgliedes ist in den kleinen kaukasischen Dörfern, wie der kürzlich verstorbene große Forscher und Menschenfreund Fridtjof Nansen in seinem letzten, demnächst erscheinenden Buch „Durch den Kaukasus zur Wolga“ erzählt, noch eine einschneidende Angelegenheit. Der Tote wird mit großen Feiern geehrt. Das ganze Dorf nimmt mit Totenklage, Jammerweibern, Pferderennen, Totenbier, Schnapsgelage und reichlichem Festessen an der traurigen Begebenheit Anteil. Begräbnis und Abfahrt ins Totenreich sind noch mit alten heidnischen Bräuchen verbunden. Ein Jahr nach dem Tode werden zwölf Erinnerungsfeste begangen, zu denen auch Stammesgenossen aus den Nachbardörfern eingeladen werden. Das ist notwendig, damit der Verstorbene im Jenseits seine Ambrosia, sein Bier und seinen Schnaps bekommt und nicht Gras fressen muß. Die Witwe muß ein ganzes Jahr lang fasten und sich in Rock und Kittel aus grobem schwarzen Zeug kleiden. Jeden Freitag besucht sie das Grab und trinkt dort auf das Wohl des Toten.

* **Sirup gegen Meeressturm.** Vor Philadelphia war kürzlich ein hochinteressantes Schauspiel zu beobachten. Der Sturm vor dem Hafen war derart stark, daß der Dampfer „Dora“ mit großer Sirupladung nicht hineingelangen konnte und Gefahr lief, an den Klippen zu zerschellen. Der Kapitän erließ daher auf eigene Gefahr den Befehl, sofort 7000 Gallonen der Melasse-Ladung auf das Wasser zu gießen. In der Tat glättete sich die See ziemlich und das Schiff konnte abschnittweise zum Hafen einlaufen. Das Mittel an sich ist uralt, meist aber undurchführbar, weil die meisten Dampfer eine solche Menge Sirup nicht an Bord haben und dieser auch zu teuer ist. Wie amerikanische Blätter berichten, ist der Schaden von der betreffenden Reederei ersetzt worden, weil das Schiff nachweislich durch den Syrup gerettet worden ist und andernfalls unzweifelhaft untergegangen wäre.

Lustige Rundschau



* **Damen-Gesellschaft.** In einer Gesellschaft begegnen sich zwei Damen. „Aha!“, sagt die eine von oben herab, „ich erinnere mich Ihrer noch ganz genau, Frau Doktor. Ihr Vater war doch der bekannte Roßschlächter unserer Stadt?“ — „Jawohl“, sagt die andere, „und Ihre Eltern waren unsere treuesten Kunden.“

* **Der Alleinherrscher.** In der Geschichtsstunde wurde ein kleines Mädchen gefragt, was man unter dem Begriff „Alleinherrscher“ verstehe. Die Antwort des Mädchens lautete: „Ein Mann, der keine Frau hat.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.